Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 28 (1938)

Heft: 5

Artikel: Heinrichs Romfahrt [Fortsetzung]

Autor: Heer, J.C.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-634869

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 5 - 28. Jahrgang

Verlag: Berner Woche, Bern

29. Januar 1938

Entgegenkommen

Von Hermann Hesse

Die ewig Unentwegten und Naiven Ertragen freilich unfre Zweifel nicht. Flach fei die Welt, erklären fie uns schlicht, Und Faselei die Sage von den Tiefen. Denn sollt' es wirklich andre Dimensionen Als die zwei guten, altvertrauten geben — Wie könnte da ein Mensch noch sicher wohnen, Wie könnte da ein Mensch noch sorglos leben?

Um asso einen Frieden zu erreichen, So saßt uns eine Dimension denn streichen! Denn sind die Unentwegten wirklich ehrlich, Und ist das Tiefensehen so gefährlich, Dann ist die dritte Dimension entbehrlich.

Heinrichs Romfahrt

ROMAN von J. C. HEER

28

"Jeht nichts mehr, Heinrich; mit diesem Wort wollen wir scheiden."

Sie erhob sich, umarmte ihn heftig; sie küßte ihn mit glühendem Mund; sie gab sich einen Kuck — das Gesicht schon weggewendet, streckte sie ihm noch einmal die zitternde Hand — und war die erste, die ging.

Er stand unschlüffig. Sollte er ihr nicht nacheilen? — Die Füße trugen ihn kaum, als er abwärts schritt.

Unwillfürlich wandte er den Kopf, doch ohne die Hoffnung, sie noch einmal zu sehen. Sie war aber zu dem Kreuz zurückgekehrt; auf der Erde kniend, das Haupt tief geneigt, hielt sie es mit beiden Armen umschlungen.

Leise rief er: "Doia!"

Sie hörte ihn nicht, und er wagte es nicht, zu ihr zurückzutehren. Die Tränen drängten sich ihm in die Augen, die Tränen des Mitseids mit ihr.

Gab es für sie wohl eine Auferstehung aus ihrem erschütternden Leid, eine Zukunft und ein Gedeihen für ihre Liebe?

Er fam nach Santa Maria hinunter und merkte es kaum. "Schade, daß Sie nicht gestern zu mir hereingetreten sind", begrüßte ihn der Wirt Soliva; "Fenner war da!"

Was galt ihm in diesem Augenblick der Topograph! Nicht einmal an Tilla Scheck dachte er, nur an die dunkle Gestalt zu Füßen des Kreuzes auf einsamer Höhe.

Er nahm die Mittagspost hinunter nach Disentis; er sehnte sich nach einer Herzensaussprache mit Pater Placidus; aber er ahnte wohl, daß ihm auch der Benediktiner wenig Trost würde bieten können. Doia konnte nicht über die schrecklichen Erlebnisse der letzten Wochen hinwegkommen. Sie war dafür eine zu empsindsame und tiese Natur. Eine andere hätte sich wohl auch von dem Schicksal des ungeliebten Verlobten ergreisen lassen, aber sich dann mit dem Gefühl der Befreiung zu frischem Lebensmut aufgerafft.

Sie nicht! Was geschehen war, blieb für sie das Ewig-Gestrige. Sie konnte es nicht abschütteln. Mit dem Kopf wohl, aber nicht mit der Seele.

Es war ein Unglück, daß er allein in die Heimat fahren mußte!

In der Ferne winkten schon die weißen Türme von Disentis.

Als die Post in Curaglia den üblichen Halt machte, fragte er einen Dörsler nach dem Ergehen Beter Cabons. Fast wider seinen Willen eilte der junge Mann zu dem Genannten und holte ihn herbei. Nun freute es Landsiedel doch, den Gefährten seiner Reise durch das Bündnerland wiederzusehen. Er anerbot sich, ihm die geschenkten drei Franken zurückzuerstatten.

"Wozu?" sperrte sich der lange, hagere Cabon. "Das Geld ist nicht aufgeschrieben worden. Hätte sich nicht die dumme Geschichte begeben, die mir meine Frau nie verzeiht, so müßtet ihr unbedingt ein paar Tage bei mir bleiben!"

Landsiedel aber sehnte sich bloß nach Pater Placidus.

Ein, zwei Stunden, nachdem er Beter Cabon gesehen hatte, stand er Auge in Auge mit dem Benediftiner, der ihn einlud, im Aloster zu nächtigen. Er nahm an der weihevoll schönen, in tiesem Schweigen verbrachten Mahlzeit der Mönche teil und verbrachte den Abend in der stillen Klause seistlichen Freundes, die sast teinen Schmuck als den besaß, daß die dunkeln Tannenwälder und die vom Sonnenuntergang geröteten Gipfel in ihr Fenster schauten.

Bater Placidus erfundigte sich, soweit er nicht schon durch die Briese Landsiedels unterrichtet war, nach allem, was sich seit seinem Besuch in Altanca zugetragen hatte, und wie tief das Bemüt Doias durch den Gedanken, daß sie das Glück ihrer Liebe auf die Missetat ihres früheren Berlobten begründen sollte, anzesochten sei.

"Was zeugt dieses Leid für den Sdelmut ihres Herzens!" versetzte der Wönch mit ausguessender Wärme. "Biese trösten sich leicht. Wenn ich wieder nach Altanca ginge und ihr Trost brächte!"

Mit jener seelischen Fühlkraft aber, die zwei sich gut gesinnte Menschen so wunderbar verbindet, spürte Heinrich wohl, daß Bater Placidus stilles Bedenken in sich trug, schon wieder bei seinem Abt um Urlaub für eine weltliche Angelegenheit zu bitten. Er mochte nicht in den vornehmen Freund dringen oder verschob es wenigstens auf die Stunde des Abschieds.

Sie verbrachten noch die Morgenfrühe miteinander und benutzten auf Bunsch des kunstsinnigen Mönches die Zeit bis zum Abgang der Post dazu, die Madonna von Disentis im Bergkirchlein von Acletta zu besichtigen, das köstliche Bild der Empfängnis, das Murillo zugeschrieben wird, aber für die Hand des Meisters keinen Beweis besitzt als seine rührende Schönheit.

Irgend ein Wesenszug darin erinnerte Heinrich an Doia. Pater Placidus aber sprach nicht mehr von Altanca, sondern nach einer langen gelehrten Betrachtung über das Gemälde von den künstigen Studien Landsiedels. "Ich din so glücklich, daß Sie wieder auf den geistigen Boden zurücksehren, auf dem Ihnen die herrlichsten Früchte reisen werden und auf dem ich mich mit Ihnen ganz besonders verbunden fühle. Und vergessen Sie nicht, es darf nicht der Endzweck Ihrer Laufbahn sein, daß Ihrer Heimat, der Welt ein tüchtiger Sprach- und Literaturgesehrter mehr entsteht, sondern daß Sie ihr aus den Schächten Ihrer Seele Eigenes, Unmittelbares schenken. Sie haben die Arast dazu — Sie müssen!"

"Sie müffen!" Das war das lette, herzeindringliche Wort des Paters, als der Gast in den Postwagen stieg.

Und Heinrich hatte nicht mehr von seinem Kummer um Doia gesprochen.

Zaghaft und hoffend fuhr er der Beimat entgegen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel. Nun war Heinrich wieder in Tübingen.

Der Neckar rauschte über das Wehr; badende Jungen tummelten sich darin; im Schatten der alten Bäume ruhten Greise, spielten Kinder. Die Stadt aber mit den altertümlichen Türmen und Giebeln lag sonnenheiß und verödet. Die Langeweile der Stiftsserien lagerte darüber. Die bunten Mügen der Studenten waren verschwunden; die schäfernden Mädchen, die sonst immer die Gelegenheit für einen Gang durch die Gasse sagen.

Nichts, gar nichts im Städtchen hatte sich verändert, als daß ein Hutmacher seinen Laden ein paar Häuser weiter hinauf verslegt hatte und daß, wo er früher gewesen, ein Bücherantiquariat entstanden mar

So hielt der Romfahrer, der nie in Rom gewesen war, wieder stillen Einzug in der Heimat. Während er selber das Gefühl besaß, Jahre trennten ihn von der Zeit seiner Auswanderung, sprachen die paar Bekannten, die er tras, davon

wie von einem Ausflug, den er zu seiner Unterhaltung gemacht hätte und um ein Stück Erbe loszuwerden.

Er spürte es, daß er durch die in ihren Augen unbegründete Reise irgend den Schein eines Querkopfes auf sich geladen hatte, besonders, weil er ihnen gestehen mußte, daß er Rom gar nicht erreicht, sondern seine Zeit in den Bergen vertrödelt habe. Esse die Schwester, empfing ihn lieb und der Schwager nicht unsreundlich. Das Baar war sich gleich geblieben, sie die saubere Wirtin, die in jedem Augenblick und sür jeden Gast das richtige Wort sand, Wilhelm der stets Betriebsame, der sich für den Klügsten unter den Männern hielt, überall vorteilhaste Geschäfte witterte, aber dabei doch nur eine mäßig glückliche Hand bewies.

Immerhin stellten die beiden Heinrich die zur Beendigung seiner Studien nötigen Mittel in Aussicht.

Die Schwester erzählte ihm manches von dem überraschenden, doch erfreulichen Besuch des Herrn Cesari, mit dem sie sich vortresslich verstanden hatte, quälte ihn aber auch wegen seiner Liebschaft im Tessin. Unmöglich konnte er ihr das gesamte Bild der Erlebnisse mit Doia entrollen; seine ausweichenden Antworten erweckten ihr Mißtrauen; mit spikem Jüngsein sagte sie: "Es ist, mein' ich, mit der Tochter des Herrn Cesari nichts. Der Mann hat sich zweisellos ein großes Vermögen erspart; da kann er sich natürlich die Schwiegersöhne auslesen. Und dich hat man hössich heimgeschickt. Wie steht's nun um das Ergebnis deiner Italiensahrt? — So und so viel Geld dahin und ein Semester verloren! "

Wenn sie seine Anliegen nach ihrer Art besprach, halb schwesterlich lieb, halb ablehnend, lief er ihr davon und trat ein paar Tage nicht mehr ins "Waldhorn". Dann riß es ihn doch wieder zu der gescheiten Else. "Brüdersein", lachte sie ihm schalkhaft zu, "ich habe eine junge Taube für dich aufgespart. Wilhelm hätte sie wohl auch gegessen. Aber ich bin so froh, daß du wieder daheim bist, du Abenteurer! Man tann denn doch viel mit dir sprechen, was für andere böhmische Dörfer sind." Die Geschwister vertrugen sich und besuchten ein paarmal miteinander das Grab der Mutter auf stiller Höhe. Else hatte in ihrem Brief nicht zu viel gesagt; sie hielt es wie ein Blumengärtlein.

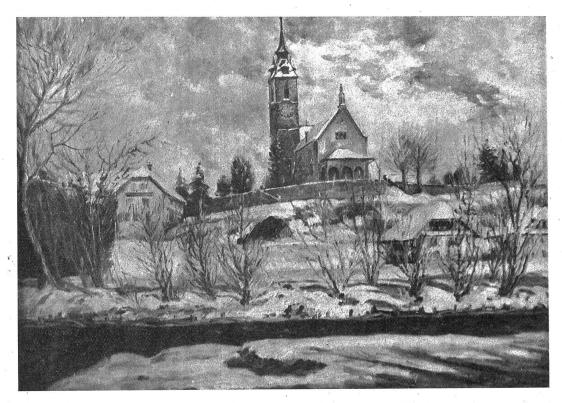
Was foll uns aber ein Grab, selbst wenn es das Teuerste birgt? — Man geht mit leererem Herzen davon, als man gefommen ist. Wir ehren die Toten, indem wir so leben, daß sie an uns ein Wohlgefallen hätten, wenn sie aus irgend einer Gegend im Weltall auf uns und unser Tun niederschauen könnten.

Heinrich hatte sich im Städtchen eine altertümliche, von Weinlaub umrankte Stube gemietet, die auf ein Stück Neckar blickte, auf Wiese und Wald und auf die vom blauen Dunst umgebenen Höhen der schwäbischen Alb.

Das waren nun freilich nicht die Gotthardberge in ihren weißen, feierlichen Talaren; aber er gewann fein Nest mit dem von Schwalben umzwitscherten Erker so lieb, daß er sich nichts Bessers wünschte. Als ihm Ulrich Zeusler, den er in Tübingen nicht mehr angetroffen hatte, aus den Ferien in Villingen schrieb, er möchte doch herüberkommen und mit ihm die Tage im Schatten und der Harzluft des Schwarzwaldes verbringen, lehnte er ab.

Das von der studentischen Jugend vereinsamte Tübingen war ihm eben recht; er begehrte nicht nach neuen Eindrücken, sondern lebte im Nachhall der Geschehnisse am Ritomsee, in Altanca und Airolo oder der Bilder seiner Heimfahrt.

In Chur hatte er von der Ankunft der Bost bis zum Absgang des Zuges eine Stunde Zeit gehabt. Da war er zum Boslizeiamt hingegangen und hatte sich bei dem Direktor noch einsmal für die Zurückerstattung des von Forta gestohlenen Geldes bedankt. "Ein seltener Bogel, der sich auf unsere Stube bedanken fommt", hatte der Amtmann gelacht. "Wo werden Sie



Winterlandschaft, Kirchberg (Bern)

Gemälde von A. Bachmann, Kirchberg

jest Ihr Brett weiter bohren?" "Wo es am leichtesten geht, in Tübingen", hatte ihm Landsiedel geantwortet. "Das gehört ja beinahe ins Protofoll, daß einer noch zur rechten Zeit klug geworden ist." Und der Direktor hatte ihm glückwünschend die Hände geschüttelt.

In Zürich hatte Heinrich Reinhold von Plus gesehen, war ihm aber ausgewichen. Was sollte ihm der geheimnisvolle, schöne Mann mit dem roten Bart, den blauen Augen und dem Gehaben eines Aristofraten? Er war ja doch ein Schuft! Neberbaupt allem, was ihn an Rösele erinnerte, ging er aus dem Weg. Er fragte nie nach ihr und war froh, daß ihm niemand von ihr sprach.

Und Doia?

Er vermochte sich ihr liebes Bild kaum mehr anders vorzustellen, als wie sie tief niedergebeugt unter der Wucht des Abschieds am Fuß des Kreuzes kniete. Sie hatte aber doch den heimweg wieder gefunden, wohl traurig genug, und sie beant= wortete seine Briefe stets rasch und voll inniger Liebe. Ihre Zeilen atmeten jene vornehme Zärtlichkeit, die vielleicht eine besonders ausgebildete Runft der Italienerinnen ift; fie fand für ihre Sehnsucht nach ihm fast biblisch hohe Ausdrücke und so schlagfräftige Bilder, wie sie einer andern kaum eingefallen wären; aber es war etwas Fliegendes an ihren Briefen; er suchte darin fast umsonst nach wirklichen Nachrichten; er er= fuhr bloß, daß sich das Befinden ihres Vaters langsam bessere und sich dieser wieder vom Bett zum Tisch bewegen könne. Ihm fehlte die drollige deutsche Einstreuung "Biele, viele Ruß", die ihn an ihren früheren Briefen mehr entzückt hatte als das tönendste Italienisch.

Nur einmal erwähnte sie Grimellis, aber nebensächlich. "Ich habe von Carlos Mutter sämtliche Bögel gekaust, die Netze und Bauer verbrannt, die blinden Tierchen abtun lassen, den sehenden die Freiheit geschenkt. Ich wünsche, daß sie nach Tübingen sliegen und Dir, Teuerster, die Grüße derzenigen bringen, die stets an Dich denkt"

Das machte nun dem feinen Herzen Doias alle Ehre; aber warum schrieb sie nicht, daß sie selber nach Tübingen zu kommen gedenke? Es wäre ihm die reinere Freude gewesen. Nie, nie sprach sie davon. War ihre Liebe kleiner geworden?

Das glaubte Heinrich selber nicht. Er spürte bloß, daß in ihrer schwergeprüften Seele Hemmungen lagen, die nur die Zeit zu überwinden vermochte. Wie ein Durstender kam er sich vor, den zwar das Schicksal nicht verschmachten ließ, dem es aber stets nur den halben Becher reichte.

Er drängte seine Gedanken zu Pater Placidus hinüber und war oft auf dem Sprung, ihn um einen erneuten Besuch in Altanca zu bitten. Der Benediktiner besaß das Bertrauen Doias; er mit seiner Johannisseele und seiner seurigen Beredsamkeit hätte am ehesten die Macht besessen, die dunklen Gewalten ihres Innern zu besiegen.

Wenn sich aber Heinrich zu einem Brief dieses Sinnes hinsetze, kamen ihm jedesmal die Einwürfe. Er hatte eine Scheu, den edlen Wönch ohne dringende Not um sein Eingreisen zu bitten, und ein bestimmtes Ereignis, das den Anstoß hätte geben können, lag nicht vor.

War es nicht an Doia selber, durch die Größe ihrer Liebe den klaren Weg zu finden?

Um seine Schmerzen zu vergessen, wagte Heinrich die Probe darauf, was es denn für eine Bewandtnis um das poetische Talent habe, das ihm Pater Placidus mit so herrsichen Worten zugesprochen hatte. Er schilderte seinen Besuch im Aloster Disentis, sein Entsehen über den mehr oder minder heimlichen Bogesmord im Tessin, seine Fahrt in den Stollen, das Schicksal des Wineurs Vermi und das Leben und Treiben der Ingenieure und des Arbeitervolkes in Airolo. Er war selber überrascht, daß sogleich ein großes Blatt die Feuilletonspalte für die Aussäche öffnete und als ihm die Post das erste Honorar überbrachte.

Pater Placidus, Kaufmann und Testa schrieben ihm zustimmende Briefe, der erste aber mit dem Zusatz: "Das sind doch

nur Gehversuche; treiben Sie Ihre Schächte hinab bis auf den Grund der menschlichen Seele; Sie müffen Edelmetall im Eigensten suchen."

Um meisten an Unsehen stieg er durch die Schilderungen bei der Schwester Else.

"Das Geld für das Kind ist also doch nicht völlig verloren", lachte sie, "und das Semester auch nicht. Wie stehst du aber jetzt mit Fräulein Cesari?"

In tiefer Berlegenheit errötete er.

Nun war er wieder eingeschriebener Stiftsstudent, aufs neue beliebt bei den Professoren und umgeben von Freunden. Diese wie jene spotteten gern ein wenig über seine versehlte Romsahrt, die ja nur ein Sprung in die Schweizerberge gewesen war, ließen ihn aber zugleich ihre Achtung sühlen, daß er eigene Wege gegangen war und daraus einiges hatte schriststellerisch gestalten können.

Er durfte der Beimat froh fein.

Als ihn aber einmal Ulrich Zeusler ausforschen wollte, was für eine Bewandtnis es denn eigentlich mit dem Besuch des Herrn Cesari in Tübingen gehabt habe, wagte es Heinrich selbst gegen den lieben Freund nicht, von Doia zu sprechen.

Ihm war, sie entschwinde ihm, und wenn er ihr Bild fassen wolle, greife er ins Leere.

Schon tanzten auf dem Neckar die dürren Blätter, die der Spätherbststurm hineingeweht hatte, und zwischen den sich entslaubenden Bäumen traten die romantischen Umrisse des Städtschens breit und deutlich an die goldene Sonne.

Da lebte Heinrich in grenzenloser Anruhe. Seit wohl acht Lagen war er ohne Bericht von Doia. Auf seine telegraphische Anfrage ließ die Antwort warten. Er war nicht mehr imstande, die Kollegien zu besuchen; er trieb sich durch die fröstelnden Felder und Wälder, dis ihn die Erwartung eines Lebenszeichens von ihr wieder auf die Stube eilen ließ.

Endlich war der Drahtbericht da, der seine bange Ahnung bestätigte: "Bater an Schlaganfall gestorben. Bin selber frank. Du sollst nicht zur Beerdigung kommen. Sobald möglich schreibe ich Dir einen großen Brief. In unwandelbarer Liebe: Doia Cesari."

Was war in Altanca geschehen? Warum sehnte Doia in diesem schicksasmächtigen Augenblick seinen Besuch so bestimmt ab?

Das wühlte bis in die Grundtiefen seiner Seele.

Schon ftand er im Reisekleid.

Da erhielt er ein paar aufgeregte, flüchtige Zeisen des sonst so gelassenen Testa: "Ich bin erst in der Nacht von Genua getommen und muß mich mit Doia gekreuzt haben. Von der Leiche ihres Vaters hinweg ist sie geslohen. Wir wissen wohl beide wohin! Sie wachte mit Gini bei dem Verstorbenen. Nun ist sie sein Opfer und das der Advokaten. Ich schäume vor Wut; ich weine —"

Heinrich brach zusammen.

Er versuchte noch einen Brief an Bater Placidus zu schreiben; ihm war, der hätte für Doia noch rettende Hände; aber die Feder entfiel ihm; der Brief an den Benediktiner erschien ihm plöhlich unnüg.

Tatenlos saß er ein, zwei Tage mit gefalteten Händen. Wer ihn sah, dem war bange um ihn.

Da erhielt er ein eingeschriebenes Paket mit einer italienissichen Marke. Es kam aus Como und trug die Schriftzüge Doias. Er war so erregt, daß er Mühe hatte, es zu öffnen.

Zuerst fiel daraus sein kleiner Goethe. Diese Wahrnehmung stimmte ihn todestraurig. Als er ihn aufhob, bemerkte er darin eine reiche, dunkse Locke, eine Locke von ihr! Im übrigen enthielt das Patet einen beträchtlichen Stoß Briefe ihrer Hand, die meisten bloß angesangen oder doch unvollendet, alle von dem Tag an, da sie von einander Abschied genommen hatten, bis zum Tod ihres Baters, der Zeit nach geordnet. Es waren die Briefe, die er so sehnsüchtig erwartet, die sie aber aus irgend einem dunkeln Hindernis ihres Gemütes zurückbehalten hatte. Sie enthielten manches über ihren Seelenzustand, und er sas sie in grenzenloser Erschütterung.

"Ich fam erst in der Dämmerung vom Baß zurück; ich hatte vergessen, daß der Bater sich um mich sorgen könnte, und nahm seine Schelte schuldig hin. Ich saß wohl so lange am See und dachte dem seligsten Wunder meines Lebens nach. Mein ganzer Beg war ein Segenswunsch für Dich, ein Gebet zu Gott, daß er mich Uebles vergessen lasse und umserer Liebe den Sieg verleihe."

Drei Tage später: "Ich küsse Deinen Brief aus Disentis und denke unendlich dankbar an Pater Placidus, der die Sonne in mein Herz seuchten ließ. Es ist notwendig, daß ich mich seines berrlichen Besuches erinnere. Pfarrer Gini quält mich. Mir ins Gesicht zwar ist seine Rede sanft und gütig; aber hinterrücksschlägt er vor meiner Nähe das Kreuz. Die andern sehen es und bekreuzigen sich ebenfalls. Ich bin zu stolz um zu fragen: Was habe ich euch getan? — Bin ich eine Aussätzige? — Es ist mir aber ein tieses Leid. Wenn ich unten im Tal die gelben Postwagen gegen den Gotthard hinauf rollen sehe, kommt mir ungestüm die Frage: Wann fährt der meine? — Ich zeichne mit dem Finger Deinen Namen und das Wort "Tübingen" in die Lust. Ein Blick aber auf meinen hilssofen Vater und die Wünsche schweigen. Er leidet auch unter den heuchlerischen Besuchen des Pfarrers, der uns im stillen haßt. — —"

"Heute war ein schöner Tag. Die jungen Testa waren da, und wir sprechen fast nur von Dir. Welche schwärmende Liebe hast Du in ihre Herzen gesät! Und in der kurzen Zeit! Wie alücklich bin ich diesen Abend." — —

"O Heinrich! Ich wage Dir fast nicht zu schreiben. Es ist eine Hölle in mir. Jede Nacht bete ich inniglich, daß ich von Dir träume. Aber was geschieht? — Ich träume von Carlo! Ich weiß nicht, ob ich ihn je geliebt habe; aber lange verachtet habe ich ihn gewiß, und als er ins Unglück fam, gab es Augenblide, in denen ich es wie eine Befreiung spürte. Ich dachte, ich würde leicht mit ihm fertig. Er war mir ja doch nie treu. Seit ich ihn aber in der Mondnacht gebunden zwischen den Landjägern gesehen habe, ift ein Höllenzauber über mir. Jede Nacht träume ich nun von ihm, und wenn er sein entsetzliches "Doia" schreit, kann ich ihm nicht widerstehen; ich muß mich von ihm füffen laffen. — Nein, darüber tein Wort mehr. Es ift abscheulich! Ich murde mich beim Erwachen am liebsten selber schlagen; ich beginne die Nächte zu fürchten; ich denke oft, nun ftrafe mich Gott, daß ich Dich liebte, als ich noch Carlos Ring trug, und fomme mir wie eine Verworfene vor. Wenn diese schrecklichen Träume fortdauern, kann ich nicht Dein Weib werden, Beinrich!" - -

"Die Pflegerin ist uns fortgelausen, weil sie gehört hat, daß Du Protestant bist und ich Dir die Hand reichen will. Wo sinden wir nun wieder ein Wesen, das start genug ist, den Baster zu besorgen? — Testa, der nach seinem Bau sah, will sich der Sache annehmen. Leider tras er bei uns mit Pfarrer Gini zusammen. Wegen der Pflegerin kam es zu einem Glaubenssstreit. Da wurde der ruhige Testa hestig. Er sprach von den in der Resormationszeit vertriebenen protestantischen Tessinern.

Fortsetzung folgt.